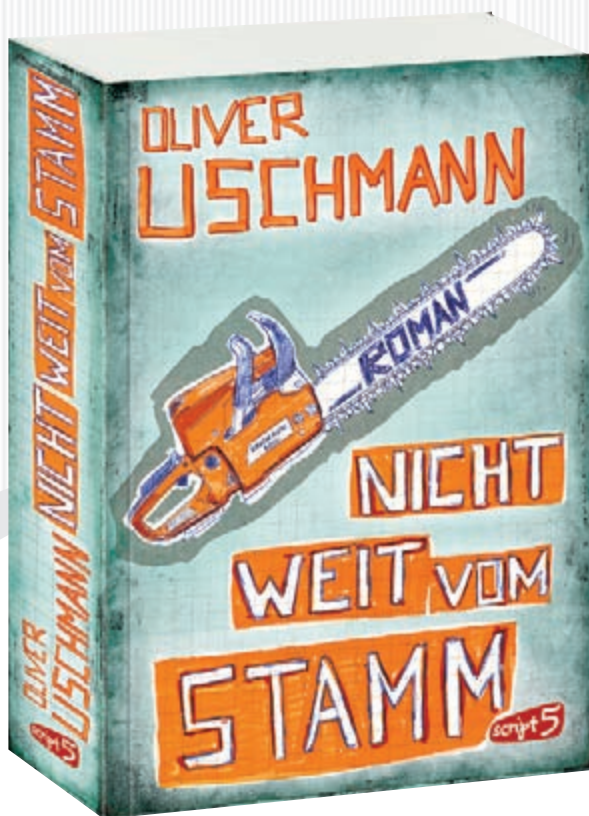


Oliver Uschmann

Nicht weit vom Stamm



Klappenbroschur mit Lesezeichen,
528 Seiten, 14,0 x 21,5 cm, Februar 2011
14,95 EUR [D] 15,40 EUR [A], 25,50 CHF
ISBN 978-3-8390-0120-2

www.script5.de

www.facebook.com/script5

Alle Rechte vorbehalten. Die weitere Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

SVEN LECHNER
SVEN LECHNER
SVEN LECHNER
SVEN LECHNER

Jetzt schaut euch diesen Jungen an.

Sven.

Was für ein gewöhnlicher Name.

Sein Vater aber, der denkt, Sven hätte außergewöhnliche Fähigkeiten. Kein Mutant oder so, keine Feuersäulen aus den Händen oder Kontrolle über den Sturm. Nicht mal ein besonderes Sporttalent hat der Junge. Er kann auch nicht kämpfen, jeder Straßenschläger könnte ihn mit links fertigmachen, dafür bräuchte er nicht einmal große Kampfkunst.

Was den Vater an diesem Sven so beeindruckt, ist seine Aufmerksamkeit. Sein Interesse an der Welt. Er begreift alles, kann sich alles merken, muss sich niemals etwas aufschreiben. Er ist ein wandelndes Lexikon für Pflanzen und Tiere und er hat ein fotografisches Gedächtnis. Logik fällt ihm leicht. Und was den Erwachsenen besonders gut gefällt: Dieser Vierzehnjährige lässt sich niemals ablenken. Er bringt die Dinge zu Ende. Er plant. Keine Urlaubsreisen oder Gartenpartys, sondern große Projekte. Sie fallen ihm einfach so ein, aber anders als andere Teenager arbeitet er sie aus, Blatt für Blatt, mit Text und Zeichnungen, er hält sich wohl für einen scheiß Architekten oder so.

Das ist auch der Grund dafür, dass er den Wettbewerb *Stadtprojekt der Zukunft* gewonnen hat, und das nicht etwa in der Kategorie »Ideen von Kindern«. Sein Entwurf hängt jetzt hier in einem Glaskasten und der Bürgermeister hat gerade höchstpersönlich eine Rede auf ihn gehalten, im Foyer der Stadtbibliothek, ein unglaubliches Gesülze. Hört euch das an:

»Mit seiner Imaginationskraft greift Sven Lechner nach den Sternen, aber seine Füße stehen dabei fest auf dem Boden der Tatsachen und der Frage: Wie setze ich das um? Er träumt vom Großen und Ganzen und sieht zugleich jeden einzelnen Schritt. Er macht uns sehen und daran glauben, dass seine Vision umsetzbar ist.«

Ätzend, oder?

Sven, das Supertalent ...

Was seine Vision ist?

Palm Grove, ein überdachtes Tropenparadies mit Schwimmbad, aber auch mit einer kompletten Plantage für Kokospalmen. Es sind nicht irgendwelche Tropen, die er hier am Niederrhein nachbauen will, sondern die Tropen von Nord-Queensland in Australien. Dieses Land liebt er besonders, so wie seine Schwester Lina, die er jetzt beim Pressefoto neben sich zieht, damit sie mit aufs Bild kommt. Sie trägt ein T-Shirt mit einem Koala darauf und der Aufschrift »No worries«, dem Wahlspruch der Australier. Womöglich hat sie sich auch den Slogan für das Freizeitparadies ausgedacht: »Ein Ort, wo Sie Sorgen vergessen!« Mein Gott, ist der Junge naiv.

Das Mädchen, das Sven jetzt mit einem großen Diktiergerät zu interviewen beginnt, ist auch so eine Streberin. Jule Gunesch. Sie ist erst vierzehn und arbeitet schon fürs Lokalradio. Stufensprecherin aller achten Klassen an Svens Gymnasium und natürlich auch Chefredakteurin der Schülerzeitung. Sven teilt mit ihr die Ferienwohnung auf Klassenfahrten, mit ihr und mit zwei Jungs, Benjamin Wörle und Max Sippel. Da haben sich die Richtigen gefunden. Benjamin ist auch so ein Naturfreak und kocht mit Sven zusammen Suppe aus Wild-

kräutern, die sie irgendwo im Wald zusammenpflücken. Max ist der Sohn des obersten Sparkassenchefs der Stadt und kommt ganz nach seinem Vater. Ständig macht er Listen und Statistiken, freiwillig, und seine Schulhefte schweißt er in Schutzfolie ein.

»Hallo, Sven!«, sagt Jule und er hält dabei seine Schwester im Arm.

»Das ist Lina, meine größte Inspiration!«

Lina lächelt: »Du bist süß. Aber den Preis hast du gewonnen.«

»Na ja ...«, sagt Sven.

»... mit nur vierzehn Jahren«, sagt Jule und hat schon längst auf den Aufnahmeknopf gedrückt: »Wie ist das denn so? Als Teenager von all den wichtigen Männern gelobt zu werden?«

Sven zögert kurz und sieht aus dem Augenwinkel seinen Vater, der ihm zugrinst. Er platzt vor Stolz. Sicher, er ist ja selbst ein Star und Mikrofone gewöhnt. Solche Leute wollen immer, dass ihre Söhne so werden wie sie. Svens Vater leitete bis vor Kurzem ein berühmtes Internat, ein Bildungsinstitut mit großen Idealen. Jetzt hat er seine Stelle aufgegeben, um sich voll und ganz seinem ersten großen Buch für den breiten Markt zu widmen, dem *Lob des Kanons*, siebenhundertfünfzig Seiten, auf denen er alles zusammenfasst, was man wissen muss. Das ist ihm sehr wichtig, es soll in allen Haushalten stehen, er möchte damit »die Bevölkerung vor der Verblödung retten«, hat er gesagt. Der Typ ist anmaßend. Hält sich für was Besseres.

»Och«, antwortet Sven endlich auf Jules Frage in das Diktiergerät, »ob die ganzen Männer mich hier loben, ist nicht so wichtig. Ich weiß ja nicht, was die draufhaben. Wichtig ist, was mein Vater sagt, der hat zu Hause eine Bibliothek, die fast so groß ist wie die ganze Stadtbücherei hier. Und er hat alles davon gelesen.«

Na, herzlichen Glückwünsch zu diesem Vater!

Jule wechselt das Standbein und macht einen Kontrollblick auf den Zeiger für den Aufnahmepegel. Sie trägt eine offene, dünne Jacke und darunter ein T-Shirt von Coldplay. Man merkt, wie Sven sie anhimelt, er steht auf sie, ich glaub, er weiß das selbst gar nicht. Man traut ihr zu, dieses Mikrofon eines Tages auch Chris Martin unter die Nase

zu halten oder Robbie Williams oder Johnny Depp. Sie trägt T-Shirts nicht als Fan, sondern als Insiderin.

»Wie kommt man auf die Idee, eine überdachte Kokospalmen-plantage samt australischem Streichelzoo und Erlebnisbad zu entwerfen?«, fragt sie und Sven zeigt als Antwort erneut auf seine Schwester: »Wie gesagt, Lina und ich sind Australienfans. Die Kokospflanze ist das Beste und Schönste, was dieser Planet jemals hervorgebracht hat. Ohne jede andere Nahrung, nur mit Kokos, kannst du ewig überleben. Im Krieg haben sie Kokossaft als Ersatz für Blutplasma benutzt, es ist die reinste Flüssigkeit der Welt, reiner als Wasser. Die Ureinwohner nennen die Kokospalme ›Baum des Lebens‹. Wenn du diesen Baum begriffen hast, hast du die Welt begriffen.«

Boah, das ist ja nicht auszuhalten!

Jetzt kommt Svens Vater hinzu, Prof. Dr. Michael Lechner, und sie reden über Queensland und die Wallabys und den Streichelzoo, der zwischen Plantage und Schwimmbad gebaut werden soll, und als Sven und sein Vater nach Hause kommen, stoßen sie noch einmal mit Svens Mutter an, die die Grippe hat und nicht mitkommen konnte. Ein Haus mit Naturpool im Garten, gemauert vom Vater. Ein Haus mit fünftausend Büchern in Vaters Büro, in denen Sven stöbert, während der Vater an seinem klobigen Mahagonischreibtisch schreibt, aufsteht, in einem der vielen Bände etwas nachschlägt, Notizen macht, den Blick Richtung Decke hebt, irgendwann »Ja, genau!« sagt und den nächsten Satz tippt. Das Team der Talentierten, der große Bildungsmann und sein Sohn, der leuchtende Augen kriegt, wenn er darüber liest, wie der Mathematiker Andrew Wiles sieben Jahre lang rechnete, um eine dreihundertsechsfünfzig Jahre alte ungelöste Formel zu knacken. So was bewundert Sven, nicht etwa die Fußballkunst von Lionel Messi oder die Kampfkraft von Brock Lesnar.

Hier, wo ich jetzt gerade bin, ist Sven früher mit seinem Vater und seiner Schwester gewesen, auf der größten Sommerkirmes der Umgebung, den PPP-Tagen am Rhein. Oder genauer: auf dem Trödelmarkt,

der auf der Zufahrtsstraße stattfindet. Wie sie da rumgehüpft sind zwischen den Ständen, als wäre das Ganze ein Freilichtmuseum, der Vater kaufte Würstchen und Sven und Lina erfanden Werbesprüche für das geplante Tropenparadies: »Wilde Wallabys weiden nun in Wesel!« oder »Kokos, Kraulen und Kakteen – kleinstadtgroße Koalawelt!«

Max Sippel verkaufte alte PlayStation-Spiele an seinem Stand und machte Notizen in sein Heft für »Soll« und »Haben« und Sven lief mit seiner Schwester in den schmalen Streifen Wald neben den Gleisen des historischen Schienenverkehrs, einer Bummelbahn, die höchstens ein Mal im Jahr fährt. Ganz euphorisch waren die beiden, weil sie knallroten Klatschmohn entdeckt hatten. »Schau mal hier, Klatschmohn!«, kiekste Sven wie so ein schwuler Friseur und ich habe auch keine Ahnung, warum mir das alles so genau im Kopf herumschwirrt, dieses peinliche Getue von Sven Lechner.

Der Typ war so naiv.

Der Typ hatte keine Ahnung davon, wie das Leben wirklich läuft.

Der Typ war ich.

Sven Lechner.

Vor fünf Jahren.

KIRMESSCHLÄGER KIRMESSCHLÄGER KIRMESSCHLÄGER KIRMESSCHLÄGER

Jetzt, im Jahre 2008 und »volljährig«, stehe ich, ein Bier in der Hand, mit meinen neuen Freunden in der Hitze des Augusts und beobachte einen gelackten Macker. Er sieht glücklich aus und ein wenig wie Elvis. Er sieht aus, als könne er sämtliche Frauen rumkriegen. Mit der Rothaarigen neben ihm gelingt es ihm bereits. Sie himmelt ihn an wie ein Mädchen, obwohl auch sie eine echte Frau ist. Die beiden sollen uns zeigen, was dieser Ort eigentlich sein will, ein glitzerndes großes Vergnügen. Unschuldig, charmant und ein bisschen »verwegen«, so würde es mein Vater nennen, der ohnehin gerne von der Zeit redet, als man noch Elvis-Lieder sang und die Frauen beim Tanzen Röcke trugen. Mein Vater, der schon lange nicht mehr verwegen ist und der nicht mal mehr morgens in den Pool steigt, den er selbst gebaut hat und in dem er früher so oft schwamm.

»Verwegen.«

So will dieser Ort sein.

So ist er aber nicht.

Der Mann mit der Tolle und die Rothaarige sind Airbrushfiguren, aufgesprüht auf das Blech des Autoskooter-Daches. Unter ihnen rammen sich die jungen Männer in den Wagen und brüllen dabei. Aus

den Boxen plärrt Lady Gaga und betont, dass sie heute Nacht sehr gerne auf dem »disco stick« ihres Lovers reiten würde. Hinter dem Skooter beugt sich ein Mann über einen geöffneten Mülleimer und reihert in den eingehängten Plastiksack.

So ist dieser Ort.

Die Sommerkirmes am Rhein ist nicht wie das Fünfzigerjahremotiv auf der Dachblende des Skooter-Fahrgeschäftes.

Sie ist nicht mehr glitzernd und unschuldig.

Das passt, denn ich bin es auch nicht mehr.

Und meine neuen Freunde, die waren es nie.

»Geiler Wurf«, sagt Boris neben der Dosenwurfbude und der Werfer – ein zum Kotzen harmloser Bankangestellter, der sein Hemd in der Hose trägt – lächelt gequält, weil er nicht weiß, wie er reagieren soll. Wer uns begegnet, weiß nie, wie er reagieren soll, und in Momenten wie diesen genieße ich das. Wir tragen keine gestreiften Hemden und stecken sie in die Jeans. Wir arbeiten nicht bei der Bank. Mein Basketballshirt hängt weit und schlabberig über der Adidas-Trainingshose, als stünde ich nicht auf der Kirmes am Rhein, sondern in meinem eigenen Hinterhof. Boris hat sein olivgrünes Shirt von Carhartt extra eine Nummer zu klein gekauft, damit seine Muskeln sich darunter besser abzeichnen. Zündet er sich eine Zigarette an, bewegt sich sein Bizeps, und obwohl er alles andere als ein Bodybuilder ist, sieht er beeindruckend straff aus. Es wirkt, als könne er jedem seiner spöttischen Worte auch Taten folgen lassen. Braucht er allerdings nicht. Seine Worte sind schon Waffe genug. Seine Worte und seine Augen. In Sekunden erkennt er damit, wer jemand ist und wo seine Schwächen liegen, und dann bohrt er genau da hinein, tief und schmerzhaft, wie mit einem dünnen Vierer-Aufsatz auf der Maschine, mit dem man nur ganz kleine Löcher macht, die aber ewig bluten können. Der Schläger in unserer Gruppe ist Frederick und ihm wiederum sieht das niemand an. Frederick ist groß und ein wenig hager, wie Tischtennispieler aus der Verbandsliga nun mal aussehen. Seine Koteletten sind

flach und präzise rasiert und er trägt Polohemden, allerdings immer nur von Fred Perry. Die Ruhe, die er ausstrahlt, ist grundsätzlich die Ruhe vor dem Sturm.

Der Bankangestellte zittert ein wenig vor seinem zweiten Wurf und bemüht sich zu verbergen, dass er zu Boris schießt. Seine Freundin steht neben ihm, einen Kopf größer. Wahrscheinlich hat sie ihn bereits zur Verlobung gezwungen und zu sich in die Wohnung gelockt, wo er nun den Müll rausbringt und nachts nicht mehr fernsehen darf. Boris sagt, den Blick scheinbar auf dem Autoskooter gegenüber, langsam an seiner Zigarette ziehend: »Na los, du schaffst das. Du bist doch der Macker, oder? Bist du der Macker, du kleiner Muschibär?«

Der Mann wirft. Er verfehlt nicht bloß die Blechdosen, sondern pfeffert den Ball komplett neben die Holzbox, in der sie stehen, mitten rein in die Wand, an der die wertlosen Preise hängen. Zwei Plastikverpackungen mit »Polizeisets« fallen von ihren Haken, Pistolen und Handschellen aus Kunststoff. Der Mann wird knallrot. Seine Freundin fasst ihn am Arm und sieht giftig zu uns herüber.

Boris sagt: »Ist doch kein so guter Beschützer, dein Macker, oder? Kann wohl nur mit Zahlen umgehen, der Hängehoden.«

Boris lacht, sieht Frederick und mich an, hebt seine Bierflasche, damit wir gemeinsam anstoßen, und sagt: »Wenn bei denen zu Hause eingebrochen wird, kann der Einbrecher so fett sein wie The Big Show und der Stuhlwärmer da würde ihn immer noch verfehlen!«

Wir lachen und stoßen an. Während ich das Bier in mich hineinlaufen lasse – es muss das siebte oder achte heute sein –, beobachte ich den Bankangestellten aus dem Augenwinkel. Sein Blick ist ein Genuss. Es ist dieser Blick, den wir bei jedem Menschen verursachen, den wir aufs Korn nehmen. Einerseits spürt der Typ seinen Stolz und seine Verpflichtung, sich irgendwie zu wehren, vor allem da seine Freundin dabei ist, die ihn zu Hause schon genug herunterputzt. Andererseits hat er eine Scheißangst, es zu tun, und hasst sich selbst dafür. Und das alles nur wegen uns, wegen zwei Bemerkungen und weil wir neben der Bude stehen und einfach sind, wie wir sind.

»Was ist, wollen Sie noch?«, fragt der bärtige Dosenwurfbudenbesitzer und der Mann nimmt seinen dritten Ball entgegen. Er atmet durch, zielt, holt aus und schreckt wie ein kleines Kind zusammen, als Frederick wie aus heiterem Himmel einen Schritt auf ihn zuspringt und »Buh!« schreit. Der Ball landet wie ein trauriges Häufchen Elend auf der Theke der Bude und ich sehe, wie dem Mann Tränen in die Augen schießen, weil er nicht den Mumm hat, sich zu wehren. Für eine Sekunde sticht mich etwas, wie wenn man alte Kindheitsfotos ansieht und sich daran erinnert, wie harmlos mal alles war, doch dann bellt seine Freundin: »Findet ihr das witzig, oder was?« Sie zieht ihn einfach weg, den Blick auf uns wie eine Mutter, die ihren wehrlosen Sohn vom Schulhof holt. Er flennt. Was für ein würdeloser Wurm.

»Junge, Junge, was für 'n beschissenes Opfer«, sagt Frederick, sieht ihnen nach und grinst dabei, als überlege er, ihm noch beim Weggehen für seine Feigheit in die Kniekehlen zu treten. Dann klingelt sein Handy, ein Track von Sizzla, Ragga-Sound aus Jamaika, nichts, was Normalsterbliche kennen müssten. So ist Frederick: spielt Tischtennis in einer Liga, die fast schon Profiklasse ist, hört Insider-Reggae und schlägt schnell und hart zu, wo er gerade noch wie eine dösende Echse in der Sonne gelegen hat. Er holt das Telefon aus der Hosentasche, liest, zieht mit einem klebrigen Gurgeln etwas Schleim den Rachen hoch, spuckt ihn auf den Boden und sagt: »Debby und Timo. Sind bei der Raupe.« Frederick zeigt den Platz entlang, der sonst nur eine platte Wiese ist, hinter der sich das teure und große Welcome-Hotel erhebt. Wir trinken aus, werfen die Flaschen auf den Blechrand einer Budenbegrenzung, sodass eine davon zerspringt, und gehen hinüber.

Timo ist unser Dealer, und wäre er nicht echt, könnte man glauben, er wäre dem Hirn eines amerikanischen Comiczeichners entsprungen. Er ist so klein und dünn, dass er wie ein Schatten in seinem viel zu großen Kapuzenpullover verschwindet. Wäre sein Leben ein bisschen anders verlaufen, wäre er jetzt einer dieser verkrampten Deppen, die mit einer Jeansjacke voller Aufnäher von Iron Maiden und Metallica

herumlaufen, diese Jacke ihre »Kutte« nennen und dazu lange fettige Haare tragen. Timos Haare sind auch fettig, aber kurz und strukturlos, »wie bei so Kindermördern im *Tatort*«, wie Frederick immer sagt.

Timo hält nichts von Metallica, denn Metallica ist ihm zu soft. Timo würde niemals eine »Kutte« tragen. Timo verschwindet mit seinem kleinen Kopf in seiner Kapuze. Hätte er rote Augen, würden sie wie zwei glühende Knöpfe aus dem schwarzen Nichts leuchten. In den Taschen seines Pullis und seiner schwarzen Militärhose stecken grundsätzlich ein iPod und diverse kleine Tütchen. Der iPod ist voll mit der extremsten Musik, die man sich vorstellen kann, und die Tütchen sind voll mit Piece und meistens auch noch mit Tabletten oder anderem Zeug, das ich bisher nicht angerührt habe. Bier, Wodka und viele kleine Schnäpse lagert er in seinem Militärrucksack. Er selbst nimmt gar nichts zu sich außer dieses ständige Gekreische aus seinen Ohrstöpseln, nicht mal den Alkohol, den er meistens zu viel zu hohen Preisen an junge Kids verkauft, die ihn am Kiosk noch nicht bekommen. Ich habe ihn noch nie trinken sehen, nur Red Bull. Er braucht die Kontrolle über sein Geschäft, ein dunkles, hellwaches Wesen der Nacht. Einen Stöpsel trägt er im Ohr, der andere hängt auf seiner Brust. Man hört nur noch ein Rauschen, wenn Black Metal aus solchen iPod-Stöpseln kommt, ein einziges, gleichbleibendes Geräusch. Auf den Rucksack hat er mit Filz den Bandnamen Marduk geschrieben, sonst nichts.

Timo schreibt nicht viel. Timo redet nicht viel. Gerade steckt ihm Debby ihre Zunge in den Mund, obwohl das nicht gut schmecken kann. Es ist nicht so, dass die beiden ein Paar wären. So einen romantischen Scheiß wie Paare gibt es bei uns nicht. Das finde ich gut. Dennoch habe ich Probleme, so häufig und heftig mit Debby rumzumachen, wie die anderen es tun, auch wenn sie es zulässt. Es reizt mich ja auch, aber ich finde es irgendwie nicht richtig. Zumal ich irgendwie das Gefühl habe, dass sie sich bei mir anders benimmt als bei Boris, Frederick und Timo. Bei ihnen gibt sie die schnelle Bitch, bei mir ist sie ... ich weiß nicht ... es ist, als wenn ich sie erst erobern müsste.

»Scheiße, du siehst aus wie 'n verdammter Sensenmann mit der verdammten Kapuze«, begrüßt Boris unseren Stammverkäufer und Debby lässt sofort von ihm ab, als sie uns bemerkt. Sie lächelt mir zu, und wüsste ich es nicht besser, würde ich denken, ich hätte in diesem Lächeln eine kleine Entschuldigung gesehen oder einen Hauch von Scham. Aber, hey, was weiß denn ich, was ich sehe, ich habe schon acht Bier getrunken. Oder neun.

»Hab ich recht?«, fragt Boris mich und stupst mich an. »Na, habe ich recht? Sieht er aus wie ein scheiß Sensenmann oder nicht? Sag was, du Schleusenfrosch! Er sieht doch so aus, oder? Weißt du, was ich meine?« Mit dieser Floskel beendet Boris fast alle seine Sätze. »Weißt du, was ich meine?«, nur dass es bei ihm wie »Weisschmschmeim?« klingt.

»Heute mal nur Schnaps, du Seuchenvogel«, sagt Boris und Timo beugt sich zur Seite, um die Schlaufe seines Rucksacks über den Arm zu ziehen. Boris hebt die Hand: »Warte, warte, warte, mach noch ein bisschen Shit dazu. Fred? Sven? Okay? Ich gebe einen aus. Ich seh doch, dass ihr was braucht, ihr Klötenponys! Weißt du, was ich meine?«

Wir nicken.

Timos iPod-Stöpsel rauscht, bellt und ballert.

Debby macht einen Schritt auf mich zu, sieht mir in die Augen und streichelt dabei mit ihren Fingerspitzen die Innenfläche meiner linken Hand. Ihre Lippen glänzen vor Lipgloss. Mein Puls steigt an, vor allem da ich weiß, dass ich Zugriffsrecht habe. Unsere kleine geile Serbin.

»Hi!«, sagt sie.

»Hi«, sage ich.

»Dieses Geplärre ist unerträglich«, sagt sie lachend und deutet mit ihrem Kopf zu Timos Ohrstöpseln.

Ich lächele, tue so, als würde ich aus dem gleichmäßigen Rauschen irgendwas heraushören können. »Ich glaube, das ist *Demoneater* von *Unleashed*«, sage ich, weil ich mal was über die Band gelesen habe und mir manche Dinge immer noch merken kann, ob ich will oder nicht.

Nur dass ich mich nicht mehr mit Pflanzen oder Koalas beschäftige, sondern nur noch mit Scheiß. Wir müssen beide lachen, weil es witzig ist, dass es tausend Death-Metal-Bands gibt, die alle gleich klingen, und ich will mich gerade zu Debby hinunterbeugen, um sie zu küssen, als Boris zu einem Schießstand zeigt.

»Hey, guck mal! Die drei Fragezeichen sind da!«

Wir folgen mit den Augen seiner Geste. Vor dem Schießstand stehen Jule, Benjamin und Max. Unsere ehemaligen Schulfreunde oder besser: meine ehemaligen Schulfreunde. Die angehende Journalistin, die mittlerweile für die Hauptredaktion des Lokalradios arbeitet und den Bürgerfunk schon hinter sich gelassen hat. Der Naturfreak, der alles Essbare im Wald erkennt und sich in professioneller Fotografie versucht. Und Max, Sohn des Sparkassenchefs, der ständig über alles Buch führt. Boris, Frederick und Debby haben niemals was mit ihnen zu tun gehabt, schon damals nicht. Jule, Benjamin und Max machen nächsten April ihr Abitur am Andreas-Vesalius-Gymnasium, während wir schon längst gar nichts mehr tun, seit wir die Schule in der zehnten Klasse verlassen haben. Bei der Musterung auf dem Kreiswehrrersatzamt wurde ich wegen mieser körperlicher Verfassung, krummer Beine und verbogener Wirbelsäule für komplett untauglich erklärt. Boris hat irgendetwas über seinen Vater deichseln lassen, der Chefarzt im Marien-Hospital ist und »ihm das schuldet«, wie er mal angedeutet hat. Nur Frederick hat gedient, zehn Monate lang, in der Kaserne am Stadtrand. Die ersten drei hat er trainiert und geschossen, die letzten sieben gesoffen und gefunkt.

Jule, Benjamin und Max sind anders. Sie taugen zu etwas. Heute wie damals. Bestimmt gehen sie gleich nach ein paar getroffenen Sternen am Schießstand nach Hause, um zu lernen, während wir die Kirmes für voll nehmen und Boris beiläufig anfängt, ein bisschen von dem bei Timo gekauften Zeug in einen großen Joint einzuarbeiten. Ich freue mich auf die Wirkung, auch wenn mein Hirn schon jetzt ein wenig schwimmt, während ich Jule und die Jungs drüben am Schießstand beobachte. Wahrscheinlich stellt sie sich während der Klausuren in

der Schule immer noch das Stoffschaf auf ihren Tisch. So war das jedenfalls früher. Heute sitzt es in ihrem blauen Ford Ka, mit dem man sie häufig durch die Stadt düsen sieht, immer auf dem Weg zu neuen Interviews. Benjamin dekorierte seine Klausurtische früher mit Pflanzen und Max schweißte seine Hefte in Folie ein. Ich denke wieder an die Suppe aus Wildwuchs, die Benjamin und ich auf der Klassenfahrt gekocht haben. Ich habe die Kräuter vergessen. Solche Sachen vergesse ich mittlerweile. Ich habe mit diesen Leuten das Appartement geteilt. Sie waren Freunde. Die drei Fragezeichen. Unfassbar.

Boris zieht an dem fertigen Joint, gibt ihn Frederick und geht hinüber. Wir folgen ihm und stellen uns unauffällig in die Nähe. Max diskutiert mit dem Schießbudenbesitzer: »Also drei Schuss kosten einen Euro fünfzig, fünf Schuss zwei Euro und zehn Schuss drei Euro fünfzig?«

»Ja«, sagt der Mann und es klingt, als sage er es nicht zum ersten Mal.

Max überlegt. Dann hebt er den Zeigefinger. »Und wenn ich zwanzig Schuss nehme, wird das nicht billiger?«

»Nein, dann bleibt es bei sieben Euro.«

»Und fünfzig, nur rein theoretisch?«

Der Schießbudenbesitzer rollt mit den Augen. »Das ist hier keine Theoriebude, das ist eine Schießbude.«

»Ja, aber ein Staffelrabatt kann doch nicht bloß dreistufig sein. Ich meine ...«

»Ja, junger Mann, ich kann Ihnen hier auch zweitausend Schuss für vierhundert Euro vertackern, dann können Sie die ganze Rückwand durchlöchern. Ich kann Ihnen auch die ganze Bude verkaufen, dann machen Sie meinen Job und ich verkaufe Ihnen meine Frau hinten im Wohnwagen noch dazu.«

Boris grunzt und hält sich schnell die Hand vor den Mund. Noch sollen die anderen nicht merken, dass wir da sind.

»Max, jetzt kauf einfach zehn Schuss, okay?«, sagt Jule.

Max seufzt und holt seine Geldbörse raus. Der Mann lädt das Ge-

wehr und gibt es dem kleinen Rechengenie. Doch statt zu schießen, legt Max es sorgfältig ab, holt einen Bleistift und ein kleines Heft aus der Hosentasche und beginnt, darin zu schreiben.

»Was ist denn jetzt? Müssen Sie erst einen Brief an General Rommel schreiben, oder was?«

Max ignoriert den Budenbesitzer. Er dreht sich zu Jule und fragt: »In welche Kategorie soll ich Ausgaben auf der Kirmes eintragen? Freizeit? Sport?«

Jule runzelt die Stirn.

Max notiert was, friemelt dann einen Radiergummi aus der Tasche und rubbelt es wieder aus. Ich kann kaum glauben, was ich da sehe.

»Es könnte auch die Kategorie ›Glücksspiel‹ sein. Immerhin gewinnt man was, wenn man gut schießt.«

»Oh großer Gott!«, sagt der Budenbesitzer und hebt die Arme, als könne man ihn gerne gleich erschießen.

Boris wischt sich übers Gesicht, um wieder halbwegs ernst zu wirken, tritt vor und stellt sich an die Theke.

»Na?«, sagt er, als die drei ihn erkennen, und Jule rollt mit den Augen. Benjamin lässt sich nicht beirren und lächelt, als freue er sich, uns zu sehen, weil er sich über jeden Menschen auf Erden freut. Max bekommt hektische Flecken im Gesicht und krallt die Finger in sein Heft.

»Auuuuuuch hier?«, sagt Boris und zieht dabei das »auuuuuu« ganz bauchig lang. Es klingt, als wolle er den anderen unterstellen, sie würden üblicherweise so eine Art Small Talk machen, und er müsse sie dafür schon präventiv verspotten. Man weiß es aber nicht. Meistens weiß man nicht, wie Boris etwas meint. Nur eines ist sicher: Hat er etwas gesagt, fühlt sich der andere danach klein, mies, wertlos oder verwirrt. Ich bin froh, dass ich auf seiner Seite bin.

Boris zieht Max das Heft aus den Fingern, hält es sich vor die Augen und sagt: »Nein, oder? Wie geil ist das denn?«

Die hektischen Flecken in Max' Gesicht nehmen zu. Frederick und

ich schauen in das Heft, das Boris in der Hand hält. Debby funkelt Jule an, wie es sonst Löwenweibchen tun, die beide einen Anspruch auf das Revier zu haben glauben. In Max' Heftchen stehen tatsächlich Spalten für Einnahmen und Ausgaben. Fein säuberlich sind jede Menge Summen eingetragen. Hinter jeder steht eine Kategorie, wofür das Geld ausgegeben wurde. Es ist unfassbar. Was für ein Eierkopf!

Jule macht einen Schritt vor und greift nach dem Buch. Ich sage, ohne dass ich es geplant hätte und mit einer sehr feuchten Aussprache: »Hey, was soll das? Die Schwuchtel soll sich selber wehren!« Jule sieht mich angewidert an. Ich habe ihr und Max vor fünf Jahren Wildwuchssuppe aus dem Wald gekocht und nenne ihn jetzt eine Schwuchtel. Bis wir beide zwölf waren, habe ich bei ihm im Keller Rennspiele gespielt; er hat die größte Sammlung in NRW, würde ich mal behaupten. Aber scheiß drauf, es macht mich sauer, dass Jule ihm sein dämliches Heft wiederholen will. *Sie*, das Mädchen. Wie die Freundin dieses Flusenlutschers am Dosenwerfstand vorhin. Was ist bloß mit den Männern los? Was sind das alles für feige Schweine geworden? Ich spüre, wie ich wütend werde, als hätte mir jemand etwas getan. Wenn das losgeht, wenn das einmal anfängt, dann hört es nicht mehr auf.

»Der Typ macht hier Buchhaltung, guck dir das an!«, sagt Boris und hält das Heft hoch, sodass Jule nicht drankommt. Max käme sowieso nicht dran, so klein, wie er ist. Sein Vater ist ein fülliger, lauter Riese. Die beiden erinnern mich manchmal an den Hahn und sein Söhnchen aus *Himmel und Huhn*. In der Schule nannten wir Max daher »Chicken Little«. Ich nehme das Heft aus Boris' Hand und zitiere so laut, dass alle es hören können: »Pausensnack: 1,50 Euro. Stabilo 0,35 Euro.« Alles lacht. Leute drehen sich um. »Ah«, fahre ich fort, »hier stehen auch Einnahmen. Da, Taschengeld, wow, 250 Euro. Was heißt das, Chicken Little? Im Monat? In der Woche? Am Tag? Macht Papa die Schatulle auf?« Max steht starr und Jule schüttelt den Kopf. Sie wirkt nicht wie achtzehn, sondern wie vierundzwanzig. Mit ihren Klamotten könnte sie die Nachrichten moderieren. Sie ist so scheiß-erwachsen geworden, dass man zu viel kriegt.

»Ihr seid ganz tolle Hechte, wirklich«, sagt sie, lehnt sich etwas zurück, sieht in die Menge und applaudiert. »Ganz toll, bravo, wir sind alle beeindruckt.«

Ich werfe das Heft auf die Theke des Schießstandes und sage: »Leck mich doch!«

Frederick steht mit dem Joint daneben und sieht sich das Ganze voller Genuss an, breit lächelnd wie ein Chinese aus einem Mafia-comic. Er will gerade wieder an dem Glimmstängel ziehen, als er einen Ruck nach vorn macht, weil er angerempelt wurde. Der Remppler ist ein Türke in schwarzer Jogginghose und Unterhemd. Er hat zwei Russen bei sich. Er stammt aus dem Bahnhofsviertel und ist jedermann bekannt. Alparslan Farek. Der gefährlichste Junge der Stadt. Niemand legt sich mit ihm an, üblicherweise. Aber Frederick ist nicht niemand, auch wenn er so aussieht.

So, Jule, denke ich mir, jetzt kannst du mal sehen, was wirklich so abgeht in der Welt. Ich mache mich innerlich kampfbereit. Ich spüre, wie der Alkohol in meinen Adern sich mit Adrenalin mischt. Das ist der beste Moment. Zu wissen, dass es gleich losgehen kann und dass niemand der Umstehenden damit klarkommen wird. Weil sie sich noch nie geprügelt haben. Weil ihre Welt klein und sicher ist. Weil sie feige sind und schwach.

Debby greift zaghaft nach meiner Hand, sie gehört zu uns und weiß, dass Typen wie Alparslan Schläge verdienen. Sie ist nicht so ein verwöhntes Friedensmädchen wie Jule, aber trotzdem versucht sie ein wenig, mich zurückzuhalten. Als hätte sie Angst um mich. Aber das braucht sie nicht.

Alparslan trägt Feinripp, ich trage ein Basketballshirt der Chicago Bulls. Frederick trägt Hass in sich, ständig, Frederick braucht nur einen Grund. Er hat mal gesagt, sich zu schlagen sei kein Problem mehr, sobald man akzeptiert, dass man selbst verletzt werden könnte oder gar dabei umkommen. Wenn man das hinnimmt, wenn einem das egal ist, verschwindet die Angst.

Der Kirmesplatz am Rhein ist ab sofort kein Kirmesplatz mehr,

sondern eine Arena. Ich trage eine Trainingshose, als sei ich noch zu Hause oder in einer geheimen Kampfsporthalle in Hongkong, ich bin beweglich, es kann losgehen. Frederick wirft den Joint weg und geht sofort auf Alparslan zu, der sich längst umgedreht hat, weil er absichtlich rempelte, und bleibt exakt einen Millimeter vor ihm stehen, Nase an Nase, ohne jede Distanz. Sie sehen sich in die Augen, tief, brennend, wie italienische und britische Fußballspieler, wenn es um alles geht. Alparslans russische Freunde stehen hinter ihm und sind bereit zu kämpfen. Boris und ich stehen hinter Frederick und sind es auch. Jule, Max und Benjamin verlassen den Schießstand. Ich sehe, wie Jule irgendwohin geht und Ausschau hält. Timo und Debby halten Abstand, wobei Debby besorgt guckt. Sie hat mich losgelassen, aber sie ist nervös.

Alparslan und Frederick schweigen und starren. Es muss etwas in Fredericks Blick liegen, das den Türken beeindruckt und überrascht. Wer Frederick noch nicht kennt, ist jedes Mal erstaunt, wie sehr sich seine Augen innerhalb von Sekunden verändern können. Sie sehen dann einerseits durch alles hindurch und andererseits fixieren sie ihr Ziel wie ein Fadenkreuz. Man traut es ihm nicht zu – er ist ein Reggae hörender Tischtennispieler, mein Gott –, aber jetzt sagt Alparslan nach einer Minute des stummen Machtkampfes: »Steh mir nicht im Weg.«

Ich sehe, wie Fredericks Körper sich anspannt, und weiß, dass es gleich beginnen wird, als Jule mit einem riesigen Mann heranstürmt, der eine dunkelblaue Securityjacke trägt. Sie setzen solche Leute jetzt auch auf Rummelplätzen ein.

»So, Schluss jetzt«, sagt der Mann und der Moment ist vorbei. »Schluss! Sonst rufe ich die Kollegen von der Polizei und dann hagelt es Platzverbot für alle!« Frederick und Alparslan gehen langsam auseinander und die Gruppe des Türken entfernt sich, doch im Rückwärtsgehen sehe ich noch, wie er seine Lippen bewegt und auf Frederick zeigt. Man muss nicht genau erkennen, was er sagt, um es zu begreifen.

»So, und ihr seht jetzt auch mal zu, dass ihr nach Hause kommt«, sagt der Sicherheitsmann. Boris schüttelt den Kopf, Frederick mustert ihn von Kopf bis Fuß und Timo und Debby wenden sich bereits zum Gehen. Wir gehorchen, weil wir wissen, was in Timos Pullovertaschen steckt, und keinen Ärger wegen Drogenbesitzes gebrauchen können, und verlassen langsam den Platz. Ich sehe noch, wie Jule mich ansieht, als suche sie in meinen Augen nach dem, der damals in der achten Klasse das Appartement mit ihr geteilt und von der Stadt einen Preis für die beste Zukunftsidee gewonnen hat, doch ich sage nur »Bravo!«, spucke auf den Boden und verschwinde. Mit *meinen* Leuten.

Als ich nach Hause komme, ist es 3.35 Uhr. Wir haben noch die Runde gemacht, ich habe vergessen, wo wir überall waren, durch meinen Kopf schwirren nur einzelne Bilder. Eine schmutzige Dartscheibe in einer Kneipe. Eine Bank, auf der ich endlich mit Debby knutsche, ihre glänzenden Lippen schmecke, ihr die Zunge so tief reinstecke, bis wir beide keine Luft mehr bekommen, und ihr unters T-Shirt greife, was ich immer tue, wenn ich den Rest meiner Bedenken endlich klein-gekriegt habe und nur noch meine Eier mit mir reden. Ein Bauzaun mit einem Plakat für eine Party, auf dem eine tanzende Frau abgebildet ist, deren Ausschnitt ich beim Pissen als Zielobjekt wähle.

Die Welt schwankt unter mir, als sei sie eine große, auf ein Kugellager montierte Platte, die ich auszubalancieren habe. Nach vier Versuchen treffe ich mit dem Schlüssel das Schloss unserer wuchtigen Haustür, ramme sie beim Öffnen gegen die Garderobe und erinnere mich daran, besser leise zu sein. Ich schließe die schwere Tür und hänge den Schlüssel ans Brett, so gut ich das Häkchen treffe. Die Kommode im Flur war so teuer wie fünftausend Trostpreise beim Dosenwerfen, denke ich, ach was, zehntausend Preise, man könnte zehntausend Plastikhandschellen davon kaufen. Ich sollte die Treppe runter ins Bett, ich habe mein Zimmer im Keller, aber wie immer nach fünfzehn Bier, ein paar Schnäpsen und ein bisschen Rauchware spüre ich den Fressflash in mir aufsteigen, kaum dass ich die Schuhe abge-

streift habe und die Fliesen unseres Hauses unter den Socken spüre. Ich peile die Küche an.

Auf dem Weg dorthin muss ich an Vaters Bürotür vorbei, der verfluchten Tür, die er seit vier Jahren verschließt, wenn er arbeitet oder unterwegs ist, also im Grunde immer. Dass ich früher einmal hinter dieser Tür im Bücherregal gestöbert habe wie ein Kind im Spielwarengeschäft, kommt mir vor wie ein anderes Leben. Die Tür stammt aus Schlesien oder so, mit Schnitzarbeiten, teuer wie fünfzigtausend Plastikhandschellensets, was weiß ich, was das für Schnitzarbeiten sind. Vater könnte sie genau beschreiben, Epoche und alles, ja, Vater würde jetzt einen Vortrag zur schlesischen Schnitzkunst beginnen. Mein Vater, der hinter der Tür mittlerweile an die fünfzehntausend Bücher hortet und in den letzten vier Jahren schon zwei geschrieben hat. *Lob des Kanons* wurde tatsächlich ein Bestseller, nicht sofort, es ging ein Jahr ins Land, bevor »das Ding explodierte«, wie sein Agent das nennt. Dann musste er »nachlegen« und schrieb ein Buch über Erziehung hinter seiner geschlossenen Tür: *Warum unsere Schüler Idioten werden*. Das funktionierte sofort, Platz 1 aller Verkaufslisten, von der ersten Woche an. Er sitzt mittlerweile nur noch in Talkshows im Fernsehen und einmal im Jahr besucht er als ehemaliger Rektor sein altes Internat, um dort vor Kameras eine Rede zu halten und nach dem Rechten zu sehen. Ich muss an diesen blöden Witz denken, bei dem eine Familie aus Sachsen »nach dem Rechten« sieht und das Zimmer ihres Skinhead-Sohnes öffnet, und lache plötzlich tierisch ... meine Herren, was bin ich wieder besoffen! Gackernd öffne ich den Kühlschrank, starre debil auf die teuren Senfgläser und Biolimonaden in der weiß ausgekleideten Tür und nehme mir Zwiebelschmelz und Nutella, um ein paar Toasts zu beschmieren. Als ich die Tür wieder schliesse, steht mein Vater vor mir.

»Oh«, sage ich, das Nutella-Glas in der Hand.

Mein Vater sagt erst mal nichts. Seine ganzen ein Meter zweiundneunzig sehen wach aus, um halb vier nachts. Womöglich hat er getippt, ja, das hat er, es war ganz leise hinter der schlesischen Schnitztür

zu hören. So ist das mit meinem Vater. Wenn es sein muss, kann er bis fünf Uhr morgens tippen. Saugt tausend Bücher in sich auf und macht ein neues draus. Les, les. Tipp, tipp. Und ich? Ich habe nach der zehnten Klasse das Gymnasium abgebrochen und mache gar nichts mehr. Auf meinem Abschlusszeugnis stand eine Vier in Deutsch, weil ich nicht mehr lese. Meine Fähigkeiten sind weg, dafür habe ich neue. Eine Leber aus Stahl zum Beispiel. Und eine Ausstrahlung, vor der die Leute auf der Straße Angst haben. Für mich wird so ein großer Kühlschrank sehr bald Vergangenheit sein. Ich werde niemals in so einem Haus leben, wie meine Eltern es uns bereitstellen konnten. Ich werde meine Nudeln bei Lidl kaufen oder gleich bei der Tafel. Ich gehe nicht auf einen Anfang zu, sondern auf ein Ende. Auf meiner Zunge ist ein Geschmack wie Filzteppichboden, auf dem Essig vergärt.

Mein Vater sagt: »Schau dich an. Die Hose hast du schon beim Aufstehen getragen, oder?« Er schüttelt den Kopf. Wie Jule vorhin. Wie die Freundin von der feigen Sau am Dosenwurfstand. Es kotzt mich an, dass in meiner Gegenwart alle immer nur den Kopf schütteln.

»Unwennschon«, murre ich.

Mein Vater sagt: »Wir haben uns früher auch betrunken, Sven. Haben Karten gekloppt oder uns Fußball angesehen oder Platten gehört.«

Jetzt geht das wieder los. Früher, die gute alte Zeit, als alles noch authentisch war. Mein Magen röhr. Ich muss mich mit der linken Hand an der Küchenplatte festhalten.

»Aber das«, mein Vater macht eine Geste, als rahme er meinen Körper mit beiden Händen, »das ist doch kein Feiern mehr. Das ist Verwahrlosung.«

Er redet, als sitze er in einer Talkshow. Ich glaube, das hat er neulich auch genauso im WDR über die Jugend von heute gesagt: »Das ist kein Feiern mehr, das ist Verwahrlosung.« Ja, ich glaube schon. Vielleicht hätte er mich damals in sein eigenes Internat stecken sollen, aber das wollte er ja auch nicht. Ich sollte es ohne Privilegien schaffen, auf einer ganz normalen Schule. Einen Scheiß habe ich geschafft.

»Kannichnowasfressenoderwas?«, lalle ich.

Vater schüttelt den Kopf.

»Ach, scheiß drauf«, sage ich, stelle das Glas ab, rempele ihn zur Seite und gehe zur Treppe. In den ausgebauten Keller falle ich fast, fange mich ab und lasse mich am Ende der Treppe – die Hand noch am Geländer – in die Knie sinken. Aus Jux und weil man besoffen nun mal so ist, wippe ich in dieser Haltung ein paarmal auf und ab, als sei ich ein Jetskifahrer an einer Leine. Dann plumpse ich auf den Arsch. Mein Blick fällt auf die Tür meiner kleinen Schwester Lina und mit einem Schlag fühle ich mich anders.

Lina ist der einzige Mensch auf der ganzen Welt, der noch nie über mich den Kopf geschüttelt hat, und das, obwohl sie am meisten Grund dazu hätte. Sie hätte Grund, mich niemals im Leben mehr anzusehen. Sie hätte Grund, mir jeden Tag Vorwürfe zu machen. Macht sie aber nicht. An ihrer Tür hängt ein Poster mit der Aufschrift »No worries«, ein Koala im Baumwipfel darauf. Der Leitspruch der Australier, der mal unser gemeinsamer Leitspruch war. Ihrer ist es immer noch. Bei mir muss man nur das »No« durchstreichen, dann passt es wieder.

Ich liebe Lina.

Vater steht oben an der Treppe und schüttelt den Kopf. Ich spüre, wie sich der Filzboden mit Essig in meinem Inneren auffaltet und nach oben drängt, springe auf, öffne die Tür zu dem kleinen Bad, das Lina und ich uns hier unten teilen, reiße den Klodeckel hoch und werde zum Filzteppichspender. Während ich kotze, stelle ich mir vor, wie mein Maul eine Riesenklappe ist, aus der ein Baumarktangestellter den Bodenbelag herauszieht. Die Magensäure brennt im Rachen und in der Nase, als auch aus ihr die scharfe Soße schießt, die so dünn ist, weil ich kaum etwas gegessen, dafür aber umso mehr gesoffen habe. Als der Anfall vorüber ist, höre ich nur noch, wie Vaters Schritte in sein Büro führen und sich langsam, klar und deutlich die riesige schlesische Türe schließt.